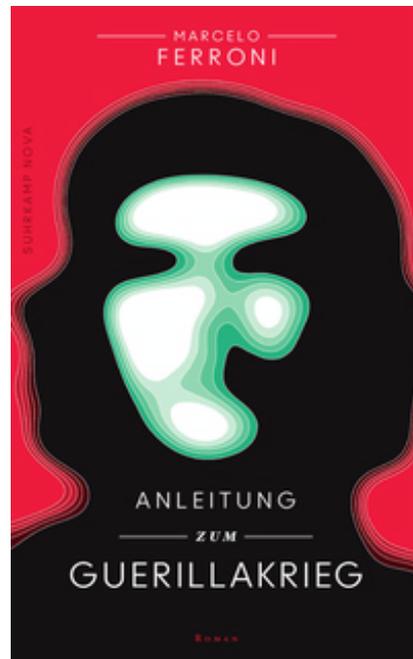


# Suhrkamp Verlag

## Leseprobe



Ferroni, Marcelo  
**Anleitung zum Guerillakrieg**

Ein Che-Guevara-Roman  
Aus dem brasilianischen Portugiesisch von Nicolai von Schweder-Schreiner

© Suhrkamp Verlag  
suhrkamp taschenbuch 4373  
978-3-518-46373-4

suhrkamp nova



MARCELO FERRONI  
ANLEITUNG  
ZUM GUERILLAKRIEG

Ein Che-Guevara-Roman

Aus dem  
brasilianischen Portugiesisch von  
Nicolai von Schweder-Schreiner



Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel  
*Método prático da guerrilha*  
bei Companhia das Letras, São Paulo.

© Marcelo Ferroni, 2010



MINISTÉRIO DA CULTURA  
Fundação BIBLIOTECA NACIONAL

Die Übersetzung wurde im Rahmen der Fundação Biblioteca Nacional des brasilianischen Kulturministeriums unterstützt und mit einem Stipendium des Deutschen Übersetzerfonds gefördert.

Umschlagabbildung:  
Kiko Farkas und Thiago Lacaz/Máquina Estúdio.

suhrkamp taschenbuch 4373

Erste Auflage 2012

Deutsche Erstausgabe

© Suhrkamp Verlag Berlin 2012

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,  
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

Umschlag: Herburg Weiland

ISBN 978-3-518-46373-4

ANLEITUNG  
ZUM GUERILLAKRIEG



*für Martha*

Dieses Buch basiert auf Tagebüchern, Berichten und Aussagen derer, die in den bewaffneten Kampf gezogen sind. Die Arbeit des Autors bestand darin, sie aus ihrem Kontext zu lösen.

Aber die Geschichte, die wahre Geschichte, die kenne ich allein. Sie ist schlicht, grausam, zum Lachen, zum Totlachen.

*Roberto Bolaño, Chilenisches Nachtstück*

Überraschenderweise waren sie alle zu Schriftstellern geworden.

*Edgardo Russo, Guerra Conyugal*



## VORWORT

Nur widerwillig habe ich mich bereit erklärt, dieses Vorwort zu schreiben. Es war gegen Ende des Jahres, ich verbrachte Weihnachten mit der Familie in Barretos und lag mit leichtem Fieber in der Hängematte am Pool, nachdem ich ein paar Kilometer in der prallen Sonne gejoggt war, bis irgendwann meine Beine schlappgemacht hatten. Ich hörte, wie die Hausmädchen den Mittagstisch deckten, da klingelte das Telefon. Es war jemand vom Verlag, vielleicht ein Praktikant, wer sonst sollte in diesen Tagen arbeiten. Stockend teilte er mir mit, worum es ging. Das Manuskript habe den Verlegern gefallen, sagte er, »es sind wirklich spannende Stellen drin«, sie schlugen aber einige Änderungen vor (hier las er womöglich von einem Zettel ab), vor allem am Anfang, »man muss den Leser einführen, schließlich wissen die Leute kaum etwas über Che Guevaras Leben.« Natürlich müssten auch gewisse Details überarbeitet werden, die »den Verlauf der Geschichte und auch die Kampf- und Liebeszenen« betreffen. Ich fragte, ob das alles sei, er antwortete »Ja«, dann schwiegen wir. Ich weiß nicht mehr, was ich zum Abschied sagte, jedenfalls legte ich auf, lief um den gedeckten Tisch herum und blieb mit verschränkten Armen vor dem Pool stehen. Später beschwerte ich mich bei meiner Familie, wie abschätzig man mich behandelt habe. Beim Verlag habe man offenbar nicht begriffen, wie bedeutend mein Buch sei, und jetzt lasse man mich mit irgendwelchen Assistenten reden. Meiner Tante erklärte ich, ich würde nicht eine Zeile ändern, der Roman sei unantastbar, sollten sie doch zusehen, was sie damit machten.

Jeder sollte wissen, wer Che Guevara war und was er in Bolivien wollte. Aber ich drücke noch mal ein Auge zu, liebe

Anführer studentischer Vereinigungen, Models und Umweltaktivisten, die vor seinem Poster posieren oder T-Shirts mit seinem Konterfei tragen, ihn allerdings auch oft mit Bob Marley verwechseln. Ernesto Guevara kam im Mai oder Juni 1928 zur Welt. In diesem Punkt sind sich die Biografen leider uneinig. Geboren wurde er in Rosario in Argentinien, wuchs aber in verschiedenen Städten auf, weil sein Vater, ein gutmütiger Kerl mit dicker Brille und ordentlich gekämmtem Haar, Unternehmer war und quer durchs Land fuhr, um seine meist erfolgreichen Geschäftsideen umzusetzen. Er pflanzte Mate an, produzierte Seife und baute Aluminiumboote. Dabei brauchte er das gesamte Vermögen seiner Frau auf, und am Ende ihrer gescheiterten Ehe saß die Familie mit fünf Kindern zusammengepfercht in einer Zweizimmerwohnung in Buenos Aires. Seine Mutter Celia war eine der ersten Feministinnen Argentinienens, von ihr hat Ernesto, das älteste Kind, neben seinem Anti-Peronismus und der Liebe zu Neruda und Lorca sein, wie ein Biograf es nannte, »wissbegieriges Temperament«. Auf einem Foto sehen wir ihn als kleinen Jungen, lächelnd, mit gestreiftem Pullover und zwei Federn in einem Stirnband aus Pappe, inmitten einer Gruppe von Cowboys. Schon früh fand er Gefallen am Krieg. So wie Onkel Toby in *Tristram Shandy* baute er mit neun Jahren zu Hause im Garten »eine Art Schlachtfeld mit Schützengräben und Hügeln« auf und spielte dort den Spanischen Bürgerkrieg nach. Ebenfalls seit frühester Kindheit lernte er mit Asthma zu leben, das er sich einfiel, als er eines windigen Morgens mit seiner Mutter schwimmen ging (damals war er zwei Jahre alt). Die Krankheit begleitete ihn sein Leben lang. Mit vierzehn hatte er bereits Freud, Robert Frost, Alexandre Dumas und Jules Verne gelesen. Er spielte Rugby, erhielt von seinen Freunden den Spitznamen *chancho*, Schwein, und hatte eine adlige Freundin, deren Eltern ihn hassten. Er fuhr auf einem Motorrad quer durch Lateinamerika. Er war ein schlechter Schüler, machte einen Abschluss in Medizin, um

Leben zu retten und Allergien zu bekämpfen, praktizierte aber nie als Arzt. Mit fast dreißig Jahren, immer noch auf Reisen, heiratete er in Mexiko die äußerst temperamentvolle (eine »eingefleischte Marxistin«, so ein Biograf) und nicht sehr attraktive Hilda Gadea. Mit einiger Verspätung informierte er seine Familie über die Heirat und die Existenz der kleinen Hildita, seiner Tochter, die ein paar Monate darauf zur Welt kam. Noch in Mexiko lernte er Fidel Castro kennen, und nachdem sie in einem lecken Motorboot die Karibik durchkreuzt hatten, landeten sie auf Kuba, um dort die Revolution anzuzetteln. Was sie auch taten. Che tötete zum ersten Mal. Offenbar keine allzu schlimme Erfahrung, denn kurz darauf besetzte er die Festungsanlage La Cabaña, wo er Staatsfeinde kurzerhand hinrichten ließ. Zum *Comandante* ernannt, verließ er Hilda Gadea, heiratete eine andere, zeugte weitere Kinder und nahm zu. Er beteiligte sich an freiwilligen Arbeitseinsätzen auf dem Zuckerrohrfeld, unterschrieb als Leiter der Nationalbank auf dem kubanischen Peso, wirtschaftete die Zuckerindustrie herunter, sprach vor den Vereinten Nationen, lernte Sartre und Simone de Beauvoir kennen. Damals war häufig die Rede von seiner Ähnlichkeit mit dem mexikanischen Entertainer Cantinflas. Er bereiste Afrika und rief die linken Regierungen dazu auf, sich »gegen jede Form von Ausbeutung« aufzulehnen. Er war der Meinung, eine afrikanische Guerillabewegung aufbauen zu können, obwohl der ägyptische Präsident Nassar ihn davor warnte, »bei den Schwarzen Tarzan spielen« zu wollen. 1965 reiste er heimlich in den Kongo, ohne dass Laurent Kabila davon erfuhr. Die folgenden neun Monate verbrachte er vollkommen untätig. Er war weder in der Lage, die einheimischen Truppen auszubilden, noch die 120 Kubaner bei Laune zu halten, die er mitgebracht hatte. Er spielte Schach, las, lernte ein wenig Suaheli, stieg auf Berge, und als er endlich gegen die belgischen Söldner antrat, scheiterte er kläglich. Niedergeschlagen suchte er zuerst in Tansania Zuflucht und dann in der

Tschechoslowakei, von wo aus er sich in das nächste Guerilla-Abenteuer stürzte, diesmal in Bolivien. Es war das Jahr 1966. Das Buch handelt von dieser Zeit.

Es war ein langwieriges Unterfangen, das Ergebnis umfangreicher Recherche, und sollte ich dem Text hier und da eine persönliche Note verliehen, mir eine gewisse Freiheit bei den Dialogen erlaubt oder einzelne Details hinzugefügt haben, die mir hilfreich erschienen, dann nur des Erzählflusses wegen. Ich begleite den *Comandante* während dieser letzten Monate seines Lebens und schildere die Ereignisse, die schließlich in La Higuera zu seinem Ende führten. Ich erzähle seine Geschichte mit Hilfe entscheidender Figuren wie der deutschen Agentin Tania, die nach La Paz eingeschleust wurde, und João Batista, dem einzigen Brasilianer unter den Guerilleros. Neben Hunderten von anderen Dokumenten nehme ich einen Bericht unter die Lupe, der erst vor kurzer Zeit vom US-amerikanischen Sicherheitsministerium veröffentlicht wurde: die Verhörprotokolle des Brasilianers. Vor der Bekanntgabe dieses Materials wusste man nur wenig über ihn, möglicherweise hatte er unter dem Namen Paulo Freitas an Aktionen gegen die brasilianische Militärregierung teilgenommen, bevor er sich der Gruppe um Che anschloss und Ende September 1967 in einen Hinterhalt geriet und starb. Aus dem Bericht geht allerdings etwas ganz anderes hervor. Unser »Zumbi dos Palmares des 20. Jahrhunderts«, wie ihn eine linke Abgeordnete kürzlich nannte, spielte eine andere Rolle als bisher angenommen. Er hieß Paulo Neumann, studierte in São Paulo, seine Eltern waren Bauern aus dem Süden des Landes, und zum Zeitpunkt des Verhörs war er gerade mal zweiundzwanzig Jahre alt. Er hatte keinerlei Erfahrung im Umgang mit Waffen, und nur durch ein wenig plausibles, letztlich aber doch effektives Manöver gelang es ihm, sich den Kubanern in São Paulo und später Guevara anzuschließen. Nach wie vor ist unklar, was die beiden für ein Verhältnis hatten. Anfangs nennt Che

ihn verächtlich den *Bourgeois*. Aber das ändert sich mit der Zeit, womöglich machte ihm sein Verschwinden sogar zu schaffen. Es gibt nur ein einziges Foto von ihm, auf einem Film, den das bolivianische Militär beschlagnahmte und erst dreißig Jahre später veröffentlichte. Das wahrscheinlich von Guevara selbst fotografierte Bild ist unscharf und von Schimmel befallen, man erkennt jedoch einen jungen Mann mit spärlichem Bart und zusammengekniffenen Lippen, die Mütze tief in die Stirn gezogen. Er sitzt auf einem Baumstamm, umringt von Indios mit schwarzen Hüten und unscharfen Gesichtern. In der rechten Hand hält er ein Gewehr, den Kolben auf den Schenkel gestützt, und im linken Arm ein in Lumpen gekleidetes Kind mit schmutzigem Gesicht und den Händen im Mund. Noch steht nicht fest, dass es sich wirklich um Paulo Neumann handelt, das müssen weitere Untersuchungen klären. In diesem Buch habe ich versucht, seine Zeugenaussagen in die Ereignisse der Jahre 1966 und 1967 einzuflechten, als zusätzliche Sicht auf das Debakel in Bolivien. Das Ergebnis ist erstaunlich, der Leser wird sicher verstehen, was ich meine, er möge allerdings etwas Geduld haben und das Ganze bis zum Ende lesen. Zunächst möchte ich jedoch erzählen, was davor geschah. Eine Liebesgeschichte.



— ★ —

1



1 Der Agent mit dem Codenamen Mercy ist ein misstrauischer Mann. An diesem bewölkten, regnerischen 5. Januar, nach einem bescheidenen Frühstück, zumal es im Hotel El Incaico im Zentrum von La Paz nichts anderes gibt als Coca-Tee, Maisbrot und einen kräftigen regionalen Käse, geht er mit der Aktentasche in der Hand durch die Lobby, winkt ein Taxi heran, als müsse er zu einem dringenden Termin (immerhin ist er geschäftlich in Bolivien), steigt dann aber ein paar Straßen weiter aus und fährt mit dem Bus weiter in ein Wohngebiet. Er bleibt im Nieselregen vor der Hausnummer 232 der Rua Juan José Pérez stehen, einem heruntergekommenen zweistöckigen Haus, das von einer moosgrünen Mauer umgeben ist, mit einem Eisentor, durch das man im Innenhof mehrere Töpfe sieht. Er kennt das Haus, er war schon mehrmals hier: Es ist eine Pension für junge Frauen, und er weiß, dass eine von ihnen Laura Gutiérrez Bauer heißt. Sie ist es, die er sucht, eine Argentinierin deutscher Abstammung, die seit etwa zwei Jahren in Bolivien lebt. Er zieht ein Schwarzweiß-Passfoto aus der Tasche, auf dem das Gesicht einer Frau zu sehen ist. Er stellt sich auf der anderen Straßenseite vor dem Regen unter und wartet auf sie. Immer wieder sieht er auf seine Armbanduhr und dann auf das Foto, sein Verhalten könnte einem aufmerksamen Passanten verdächtig erscheinen. Um 9:30 Uhr öffnet sie endlich das Tor. Sie trägt eine rote Ledertasche und einen dunkelgrauen Regenmantel, der ihre kräftige Statur verbirgt. Darunter gucken ihre kräftigen weißen Fesseln hervor. Sie hat ein gemustertes Tuch auf dem Kopf und geht mit schnellen Schritten die Straße entlang, so dass Mercy ihr hinterher-eilen muss, ohne ihr jedoch zu nahe zu kommen.

Mercy ist seit dem 2. Januar 1966 in La Paz und leidet immer noch unter Kopfschmerzen und Schwindelgefühlen, beides Auswirkungen der Höhenluft. Seine Aktentasche ist schwer, aber notwendig, um als Vertreter einer mexikanischen Firma für Schönheitsprodukte durchzugehen. Zwei Tage zuvor hat er ausführlich die Gegend um die Pension erkundet und die Deutsche an den von ihr frequentierten Orten gesucht. Er war im Volkskundemuseum des Kultusministeriums, wo sie angeblich arbeitete. Da er sie dort nicht finden konnte, kaufte er, um keinen Verdacht zu erregen, »für dreißig Pesos« eine Ausgabe der Folklore-Broschüre *Diablada*, »obwohl ich kurz darauf feststellte, dass die Bolivianer die Heftchen umsonst bekommen«, wie er später in seinem ersten Bericht nach Havanna schreibt. Seine nächste Station war ein Schönheitssalon namens Martiza, wo er sich als Kosmetikvertreter ausgab und seine Karte hinterließ, aber auch dort war sie nicht. Bei einem Töpferkurs, zu dem sie zweimal in der Woche ging, warf er einen kurzen Blick hinein, verschwand dann aber gleich wieder, weil nur Frauen und Schwule da waren und er keinen überzeugenden Vorwand hatte. Nachdem er sie nirgends antraf, fragte er sich irgendwann, ob er überhaupt das richtige Foto hatte oder ob dem Geheimdienst mal wieder ein Irrtum unterlaufen war.

Als er ihr jetzt durch die Straßen von La Paz folgt, ist er sicher, dass sie es ist. Aber er ist unaufmerksam, bleibt zu weit zurück und begeht kurz darauf den ersten Patzer. Die Deutsche hüpfte über ein paar Pfützen und springt in einen Bus, der gerade losfahren will. Aus Angst, sie zu verlieren, rennt Mercy hinterher, weicht den Straßenverkäufern aus, trommelt mit der flachen Hand gegen den Bus, rennt noch schneller und hält sich an der Tür fest, bis der Fahrer sich geschlagen gibt und rechts ranfährt. Die Passagiere starren ihn an, als er völlig außer Atem die Stufen hinaufsteigt, unter anderem auch Laura, die in der vierten Reihe am Gang sitzt. Sie ist es, ganz bestimmt.

Sie hat einen sehr hellen Teint, fast aschfarben, und geschwungene Augenbrauen über einer ausgeprägten Nase.

Sie steigen in einer Wohngegend aus. Mercy folgt ihr bis zu einem Haus mit hohen Mauern, wo sie drei Stunden bleibt. Später erfährt er, dass dort ein Mädchen wohnt, dem sie privaten Deutschunterricht gibt. Von dort läuft sie zu Fuß ins Stadtzentrum, isst rasch in einem Imbiss zu Mittag und sieht sich die Auslagen der Boutiquen an. Dann fährt sie wieder mit dem Bus (diesmal folgt er ihr im Taxi), steigt in der Nähe der Technischen Universität aus und spaziert in aller Ruhe durch die Allee der toten Bäume. Um drei Uhr nachmittags steht sie vor dem Gebäude der Ingenieurwissenschaften und begrüßt einen klein gewachsenen jungen Mann mit indianischen Zügen, der unablässig lächelt und zu allem, was sie sagt, nickt. Er ist in Begleitung eines anderen, offensichtlich noch jüngeren Mannes, von dem Mercy später erfährt, dass es sein Bruder ist. Dem Dossier zufolge, das er vor seiner Reise nach Bolivien gelesen hat, ist der Mann mit dem Dauerlächeln Mario Martínez Álvarez, 22, Student der Bergbautechnik. Im September letzten Jahres hat er sich mit Laura verlobt. Gegensätzlicher können zwei Menschen kaum sein. Die Deutsche ist mindestens drei Jahre älter und hat ganz Europa bereist, bevor sie nach Bolivien kam, um Volkskunde zu studieren. Mario ist ein bescheidener Kerl, Sohn eines semianalphabetischen Bergarbeiters aus Oruro. Und doch entflammt er für diese erfahrene, athletische Frau, die als Jugendliche Meisterin im Geräteturnen war, die Akkordeon spielt und, wenn sie das Instrument nicht gerade in den Händen hält, beim Tanzen mit den Fingern schnippt »wie eine Flamencotänzerin«. Auf einer Reihe von Fotos, die ein Biograf Jahre später findet, ist sie genau so zu sehen, mit schnippenden Fingern, Schal um die Schultern, lächelnd und die Augen geschlossen. Mario hat seinem Vater nichts von der Verlobung erzählt, er hat schon mehrmals erklärt, er wolle sich nach dem Studium den Rebellen anschließen, und dass er sich

weigere, wieder zurück »ans Ende der Welt« zu ziehen, wie er sich ausdrückt.

Mercy folgt ihnen zurück zur Pension. »Es war schon nach acht, als sie sich von einem der jungen Männer (dem Bruder) verabschiedete und mit dem anderen in Richtung Monte Campero-Kino verschwand. Ich aß in einem chinesischen Restaurant und wartete, bis sie aus dem Kino kamen. Danach gingen sie nach Hause, wobei sie die Führung übernahm«, schreibt Mercy in seinem Bericht. In seinen Augen war es ein erfolgreicher Tag, alles scheint ruhig zu sein, er kann weitermachen wie geplant. Er kehrt zurück ins Hotel.

Am nächsten Tag ruft er von der Telefonzelle eines Gemischtwarenladens an, ein ganzes Stück von seinem Hotel entfernt. »Ich suche eine Deutschlehrerin«, sagt er. »Wie bitte?«, antwortet die Frau am anderen Ende. Mercy wiederholt: »Eine Deutschlehrerin.« Knistern, im Hintergrund hört er die Frau weggehen und nach jemandem namens Laura rufen, dann noch mal, sie solle schnell runterkommen, da sei ein »Ausländer« am Apparat, sie wisse nicht, wer es sei, er habe weder seinen Namen noch guten Tag gesagt. Mercy erwähnt es nicht in seinem Bericht, aber wahrscheinlich ist er nervös, und während er wartet, bereut er, nicht entschiedener an seinem Akzent gearbeitet zu haben. Er hatte nicht damit gerechnet, gleich als Ausländer erkannt zu werden, er hofft nur, keine Probleme deswegen zu bekommen. Eine jüngere Stimme fragt, wer am Apparat sei.

»Sie sind Deutschlehrerin?« Er versucht sich noch mal am Akzent, diesmal erscheint er ihm doch sehr musikalisch.

»Ja.«

»Unterrichten Sie auch Wirtschaftsdeutsch, *Señorita*?«

Sie zögert. Nein, sagt sie, Wirtschaftsdeutsch sei nicht ihr Gebiet. Der Mann entschuldigt sich für die Störung und legt auf. Er bezahlt für das Telefonat und verlässt den Laden in der Gewissheit, seinen morgendlichen Auftrag erfüllt zu haben: Sie hat die Passwörter verstanden, entsprechend geantwortet und